

IN MEMORIAM

Homilie im Trauergottesdienst der Kath.-Theol. Fakultät für Professor DDr. Walter Dürig

am 11. November 1992, 19.15 Uhr in St. Ludwig
Lesung: Apg 14, 21 b–27; Evangelium: Joh 6, 51–58

In christlicher Hoffnung versammelte Brüder und Schwestern im Herrn!

Wenn die christliche Gemeinde ihrer Toten gedenkt, dann trifft sie sich nicht an deren Gräbern, sondern sie versammelt sich um den Altar. Sie weiß sich beim Tod eines Menschen zunächst einmal dazu verpflichtet, Eucharistie zu feiern, also Dank zu sagen für diesen Menschen, dafür, daß er in ihrer Mitte gelebt und gewirkt hat. Sie ist sodann der gleichen Überzeugung wie der Jerusalemer Bischof am Ende des 4. Jh. — wir wissen nicht, ob es der große Cyrill war oder sein Nachfolger Johannes —, der den Neugetauften seiner Gemeinde die Eucharistiefeier erklärte. Er sagte dabei: »Dann (gemeint ist: am Ende des Eucharistischen Hochgebets) beten wir für alle vor uns Entschlafenen; denn wir glauben, daß das Gebet den Seelen, für die wir beten, dann den größten Nutzen bringt, wenn das heilige, erfurchtgebietende Opfer vor uns auf dem Altar liegt.«¹

Die Eucharistiefeier ist ferner der einzig angemessene Gottesdienst beim Gedenken an einen Menschen, der Jahrzehnte hindurch täglich von diesem Brot gegessen hat, das Jesus gibt und von dem er sagt, es sei sein Fleisch. Und er fügt hinzu: »Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag.« Wir dürfen schließlich heute abend auch noch sagen: Welchen anderen Gottesdienst sollten wir feiern, wenn wir dem gütigen Gott betend einen Verstorbenen empfehlen wollen, dessen ganzes wissenschaftliches Forschen letztlich diesem großen Mysterium fidei galt, das er dann als akademischer Lehrer seinen Hörern und als Direktor des Georgianums den ihm anvertrauten Priesteramtskandidaten als »Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens«² vor Augen stellte?

Im ersten Heft der 1951 neu gegründeten, von Joseph Pascher im Auftrag des Liturgischen Instituts in Trier herausgegebenen Zeitschrift »Liturgisches Jahrbuch« schrieb der junge Dozent Walter Dürig, damals auch Subregens in dem von Pascher geleiteten Georgianum, einen Aufsatz über »Die Erforschung der lateinisch-christlichen Sakralsprache«. Er berichtet darin über den damaligen Stand der liturgiethnologischen Philologie. Nachdem er die wichtigsten Arbeiten vorgestellt und charakterisiert hat, stellt er fest: »Wer einerseits um die Mühsal solcher Untersuchungen weiß, kann ermessen wieviel damit bereits geleistet worden ist; wer aber andererseits die Reichhaltigkeit und Vieldeutigkeit des abendländischen liturgischen Sprachschatzes überschaute, kann in gleicher Weise beur-

¹ Cat. myst. 5,9: FC 7,152f.

² Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche »Lumen Gentium« 11.

teilen, wie berechtigt es ist, den gegenwärtigen Stand der Forschung als ein Anfangsstadium zu bezeichnen.«³

Walter Dürig hatte damals gerade seine Habilitationsschrift »Imago«, mit der er selbst einen wichtigen »Beitrag zur Terminologie und Theologie der römischen Liturgie« geleistet hatte, für die Drucklegung vorbereitet.⁴ Darin ist der Laacher Benediktiner Odo Casel der am häufigsten genannte moderne Autor. Ihm weiß Dürig sich besonders verpflichtet. Ihm, und das heißt vor allem seiner Erforschung der Opferterminologie der lateinischen Liturgie, widmet er den umfangreichsten Abschnitt seines Forschungsberichtes im Liturgischen Jahrbuch.⁵ Und damit zeigt er — bewußt oder unbewußt — das Ziel seines weiteren Forschens auf.

Sieben Jahre später erschien das Buch, in dem er den im Deutschen ja nicht mit einem einzigen Wort wiederzugebenden Begriff der *pietas* untersucht: *Pietas liturgica*.⁶ Er unterteilt sein Werk in drei Abschnitte entsprechend der dreifachen Bedeutung des Wortes *pietas* in der Liturgiesprache: als Verhaltensweise des Menschen Gott gegenüber, als *pietas erga Deum*, als Verhaltensweise des Menschen zum Mitmenschen, als *pietas erga hominem*, und als Eigenschaft Gottes in seiner Beziehung zum Menschen, als *pietas Dei*. In jedem Abschnitt untersucht er den Begriff zunächst im außerchristlichen Bereich und danach in den römischen Sakramentaren, den liturgischen Büchern also, die vom 5. bis zum 11. Jh. bei der Feier des Gottesdienstes, vor allem der Eucharistie, dem priesterlichen Vorsteher als Vorlage dienen. Die drei Abschnitte des Buches finden jeweils dort ihren Höhepunkt, wo der Begriff der *pietas* in seiner unmittelbaren Beziehung zur Eucharistie deutlich wird: wo die Meßfeier als Quellgrund und Mittelpunkt jeglicher *pietas erga Deum* erscheint,⁷ wo die Bitte einer *Postcommunio* um das Wachstum der Gläubigen in der gegenseitigen *pietas* vom Begriff des *sacramentum pietatis* her gedeutet wird, den Augustinus in seinem Kommentar zur vorhin gehörten Eucharistiepredigt des Johannes-Evangeliums prägt,⁸ und wo schließlich festzustellen ist, daß von der *pietas* Gottes und Jesu Christi vielfach in den Texten im Bereich des Kommunionsteils der Messe die Rede ist, etwa im Kommuniongesang der Totenmesse: »Das ewige Licht leuchte ihnen, o Herr, bei deinen Heiligen in Ewigkeit, quia pius es.«⁹ »Denn du bist unser Vater« überträgt das deutsche Meßbuch. Man kann verstehen, daß Prof. Dürig den Übersetzungen der deutschen liturgischen Bücher sehr kritisch gegenüberstand und dann, wenn er selbst die Eucharistie feierte, manche Gebete weiterhin in lateinischer Sprache betete; denn er wußte natürlich, daß etwa im Gebet des Priesters zur Vorbereitung auf den Eucharistieempfang — »Der Empfang deines Leibes und Blutes bringe mir nicht Gericht und Verdammnis, sondern Segen und Heil« — die Wendung »*pro tua pietate*« nicht übersetzt ist.

³ W. Dürig, Die Erforschung der lateinisch-christlichen Sakralsprache. Ein Bericht über den gegenwärtigen Stand der liturgiethnologischen Philologie: Liturgisches Jahrbuch I (1951) 32–47, hier 47.

⁴ Ders., *Imago*. Ein Beitrag zur Terminologie und Theologie der römischen Liturgie (MThS 2/5), München 1952.

⁵ Vgl. den in Anm. 3 angegebenen Aufsatz, 34–38.

⁶ W. Dürig, *Pietas liturgica*. Studien zum Frömmigkeitsbegriff und zur Gottesvorstellung der abendländischen Liturgie, Regensburg 1958.

⁷ Vgl. ebd. 94–97.

⁸ Vgl. ebd. 123 f; hierzu vgl. Augustinus, Tract. in Joh 26, 13: CCSL 36, 266.

⁹ Vgl. das in Anm. 6 angegebene Werk, 179–182. 210–212.

Es war eine gewisse Tragik im Leben von Prof. Dürig, daß seine Forschungsarbeit bei aller Anerkennung, die die Gelehrten ihr zollten, keine breite Beachtung fand, nicht nur unter den immer weniger der lateinischen Sprache mächtigen Studenten. Wer interessiert sich schon nach der Einführung der Volkssprache in die Liturgie noch für die lateinische Sakralsprache? Es ist nur zu verständlich, daß Prof. Dürig dann auch nicht zu jenen Liturgiewissenschaftlern gehörte, die die nachkonziliare Reform des Gottesdienstes wesentlich mitgeprägt haben. Sein Vorgänger hatte sich vergeblich bemüht, ihn in diese Arbeit enger einzubeziehen. Immerhin blieb seine Edition des Freisinger Benedictionale nicht ohne Einfluß auf die Einführung der »Feierlichen Schlußsegen« in die römische Liturgie.¹⁰

Aber ich meine, man muß hier auch noch etwas ganz anderes bedenken. Ein Fachkollege schrieb mir anlässlich von Prof. Dürigs Tod begeistert von dessen gewissenhaftem Quellenstudium. »Wenn er publizierte«, so schreibt der Kollege wörtlich, »war es nicht etwas eilig Geschriebenes.« Und er fügt hinzu: »Schade, daß es ihm dann doch nicht gelang, ein großes Werk, aus Quellen erarbeitet, vorzulegen — etwa über die christliche Latinität —, wozu er nach Ausbildung und Neigung sicher fähig gewesen wäre.« Ich mußte dem Kollegen dann berichten, was Walter Dürig mir, als ich mich vor Antritt seiner Nachfolge mit ihm beriet, sagte: »Wissen Sie, ich habe mir halt gesagt: Da schreibe ich eben ein paar Bücher weniger und nehme das Georgianum.«

Mir sagte einmal ein Altgeorgianer, der zu Beginn der 50er Jahre im Haus war, er könne sich nicht erinnern, jemals in der Wohnung von Direktor Pascher gewesen zu sein. Das war damals keine Ausnahme. Was die Ordnung in einem Priesterseminar ausmachte, wurde fraglos akzeptiert; es gab keine Diskussion über den Sinn etwa der vorgeschriebenen Tagesordnung oder der täglichen Eucharistiefeier oder des abendlichen Ausgehverbots. Im Umbruch der 60er Jahre änderte sich das alles. Es war nötig. Aber der Direktor mußte nun Zeit haben für Gespräche, Stunden um Stunden. Es war auf einmal seine Hauptaufgabe, zu tun, was Paulus und Barnabas taten, als sie auf ihrer Missionsreise in Derbe umkehrten und nach Lystra, Ikonium und Antiochien zurückkehrten: »Sie sprachen den Jüngern Mut zu und ermahnten sie, treu am Glauben festzuhalten.« Der Direktor eines Priesterseminars mußte natürlich nicht nur ermutigen und ermahnen. Gefragt war das ganz persönliche Zeugnis und das Leben aus dem Glauben. Gefragt war der Seelsorger Walter Dürig.

In den Auseinandersetzungen jener Jahre um das rechte Konzept eines Priesterseminars verstand es Direktor Dürig, getrost aufzugeben, was peripher war, und am Wesentlichen festzuhalten. Und dieses Wesentliche sah er vor allen anderen in der täglichen Feier der Eucharistie. Sie war ihm persönlich stets Selbstverständlichkeit. An ihrer täglichen Mitfeier durch die Studenten ließ er nicht rütteln. Er sah darin vielmehr die Mitte des Lebens im Priesterseminar und im späteren Leben der Priester und verstand es nicht, wenn in manchen anderen Häusern an diesem Prinzip gerüttelt wurde. Und es konnte ihm jeder seine Anliegen sagen, die er dann mitnahm in sein Memento. Und wenn einer, von dem er wußte, daß er des fürbittenden Gedenkens besonders bedurfte, nichts sagte, sprach er selbst ihn an und versprach ihm die Feier der Messe in seinem Anliegen.

¹⁰ W. Dürig, Das Benedictionale Frisingense Vetus (Clm 6430 fol. 1–14): ALw 4/2 (1956) 223–244.

In der Zeit des Direktorats von Walter Dürig gab es in allen Priesterseminaren ähnliche Diskussionen und Auseinandersetzungen. Hinzu kam für das Georgianum aber, daß gerade in dieser Zeit — gewiß nicht zum ersten Mal in seiner fast 500jährigen Geschichte — seine Existenz auch von außen her bedroht war: Alle bayerischen Bistümer erhielten ihre katholisch-theologischen Universitätsfakultäten und standen nunmehr angesichts abnehmender Studentenzahlen für das geistliche Amt vor der Notwendigkeit, die Existenzberechtigung ihrer Fakultät zu beweisen. Sie sahen sich deshalb gezwungen, ihre Seminaristen aus München weitgehend abzuziehen. Direktor Dürig gelang es im Jahr 1972 mit Hilfe eines Vertrages mit dem Erzbischof München und Freising, durch die Aufnahme des Erzbischöflichen Priesterseminars in das Georgianum wenigstens vorübergehend die Lücken in der Belegschaft des Hauses zu schließen. Hierfür weiß die Stiftung sich ihm zu großem Dank verpflichtet.

In einem Buch, das Prof. Dürig sich für seine letzten wissenschaftlichen Arbeiten aus der Bibliothek des Georgianums ausgeliehen hatte, fand sich, als wir es zurückstellten, ein Zettel, auf dem nur ein Satz aus unserer heutigen Lesung stand. Er hatte keinen erkennbaren Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches; Walter Dürig hatte ihn sich also wohl aus anderen Gründen notiert: »Apg 14: Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen.« Es ist der Satz, mit dem Paulus und Barnabas den Gemeinden in Lystra, Ikonium und Antiochien Mut zusprachen und sie ermahnten, im Glauben treu zu bleiben. Die Apostel sprachen so inmitten ihrer eigenen Bedrängnis, als sie, von Juden und Heiden verfolgt, von einer Stadt in die andere auf der Flucht waren, Paulus vielleicht noch unter den Folgen der Steinigung in Lystra leidend. Ob Prof. Dürig sich selbst mit diesem Satz Mut zusprechen wollte?

An Drangsalen war sein Leben sicher nicht arm. Da war vor allem die sinnlose Zerstörung seiner zur Festung erklärten Heimatstadt Breslau, die er erleben mußte, und danach Vertreibung und Flucht und damit verbunden der Verlust seiner schlesischen Heimat, an dem er bis zuletzt sehr schwer trug. Er sprach bisweilen mit großer Bitterkeit über das, was er und andere damals von Polen erleiden mußten — gewiß in dem Bewußtsein, daß ähnliches auch von Deutschen den Polen zugefügt wurde. Aber es offenbarte einen seiner bemerkenswerten Charakterzüge, wenn er dennoch gerade den polnischen Studenten im Georgianum mit besonderer Freundlichkeit begegnete. Drangsal bargen dann für Walter Dürig vor allem die Jahre seines Alters, bis in die letzten Monate und Wochen, in denen die Krankheit, die er in sich trug, immer deutlicher nach außen trat und er uns im Georgianum schließlich fast täglich mehr als ein vom Tod Gezeichneter erschien. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so sprach er von diesen Drangsalen und den Hinfälligkeiten seines Körpers, fügte aber immer mit froher Dankbarkeit hinzu: »Aber der Kopf, der ist noch ganz klar.«

Er wäre nicht Walter Dürig gewesen, wäre er an solchen Drangsalen zerbrochen. In seinem tiefen Glauben wußte er, daß der Messias all das erleiden mußte, um so in seine Herrlichkeit einzugehen (vgl. Lk 24,26), und daß darum auch der Christ durch viele Drangsale in das Reich Gottes gelangen muß. Grundehrlich, wie er war, sagte er dann aber auch immer wieder: »Da merkt man erst, wie schwer das ist, was man ein Leben lang den anderen gepredigt hat.«

Nun aber sollten wir nicht mehr nur an die Drangsale dieses irdischen Lebens denken, sondern uns zu Herzen nehmen, was Walter Dürig vor fast zwei Jahrzehnten in seinem kleinen Büchlein »Das christliche Fest und seine Feier« schrieb: »Christlich gesehen«, schreibt er, »ist auch der Tod, der Endpunkt eines Menschenlebens, nicht nur verständlicher Anlaß zur Trauer, sondern auch Anlaß zur wahren Freude, weil beim Heimgang eines Menschen ein Leben überschaut wird von der Grenzlinie zwischen Zeit und Ewigkeit und weil Pascha geschieht, der Übergang eines im Glauben an den Herrn Gestorbenen zum unvergänglichen Leben.«¹¹ Und weiter: »So oft wir ein christliches Fest in seiner höchstmöglichen Form feiern, d.h. sooft wir den Leib des Herrn essen und sein Blut trinken, verkünden wir den Tod und die Auferstehung des Herrn, bis er wiederkommt, und können der letzten Offenbarung der Osterherrlichkeit unseres Erlösers und Vollenders, seiner Parusie zum Gericht, mit Freude entgegensehen... Die Festfeier ist darum zuvörderst freudiges Danken und, weil bei der Feier des christlichen Festes dieses gläubige Danken mehr ist, als bloß menschliches Sich-Erinnern und Bedenken, nämlich im liturgietheologischen Sinne Anamnese, d.h. feiernde Gegenwartsetzung eines Heilsereignisses, so ereignet sich in ihr jedesmal auch und zuerst ein Tun Gottes, ein von Gott geschenktes neues Gegenwärtig- und Wirksamwerden des Werkes der Erlösung, das über das Leben der zur Feier Versammelten Macht gewinnen soll.«¹²

So lasset uns nun danken dem Herrn, unserem Gott! — Das ist würdig und recht.

Reiner Kaczynski

¹¹ Ders., *Das christliche Fest und seine Feier*, St. Ottilien 1974, 11 f.

¹² Ebd. 42. 44 f.